

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 1

Artikel: Der Grenadier von der Beresina
Autor: Vallotton, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenhacher)

Erinnerungen

Es regnet heute morgen. Der Nebel steigt aus der Ebene in dichten Massen herauf und füllt die tiefe Schlucht bis zur Tour des Clees. Durch einen Riß in den grauen Wolken sehe ich die Abhänge des Suchet, auf denen schon frischer Schnee liegt. . . Der Winter naht. Vielleicht wird es für mich der letzte sein. Aber ich bin bereit, und wenn der Augenblick der großen Parade kommt, dann werde ich „Hier!“ rufen, wie einst im Regiment. — Wie manche Kameraden sind doch schon aufgerufen worden. . . Und wenn ich auch im ganzen mein reichliches Teil an Traurigem gehabt habe, so habe ich doch auch meinen Teil Freude erlebt, wie jeder andere. . .

Ich weiß nicht, warum mir das Herz so schwer ist und weshalb ich so in Angst bin. . .

Ah, ich vergaß, daß heute der 28. November ist. . . Das ist der Tag, an dem so viele Kameraden dort unten geblieben sind unter den bereiften Tannen, über denen ganze Wolkens von Krähen kreisten. . . Ich selbst bin mit ein paar Wenigen davongekommen und beschließe nun meine Tage in der Heimat. Alles ist so friedlich in unserem Jura. . . Von meinem Fenster aus sehe ich zwischen den roten Trauben der großen Eberesche hindurch das Tal und darüber, im Nebelschleier den Montagnant, wo ich als Kind so oft gespielt habe und der von hier aus nur ein kleiner Höcker am Fuße der felsigen Dent zu sein scheint.

. . . Woher aber kommen diese traurigen Falter, die mich jedes Jahr zahlreicher umgaukeln und verfolgen, wenn sich die Bäume entlauben und der Winter vor der Türe steht?

Ich versuche in meinen Heften zu lesen; aber ich kann kaum etwas sehen durch diesen verwünschten Hauch, der sich auf die Brillengläser niederschlägt. . . Wie doch der Wind wimmert! Hoch oben krächzt die Wetterfahne in nie endender Klage, und der Regen klatscht an die Scheiben. . . Vor dem Hause bellt „Kosak“. Man könnte glauben, er besse den Tod an. . . Aber nein, keine Schwäche! Der Tod und ich, wir sind einander schon oft gegenübergestanden, und ich bin ihm nie ausgewichen. Ob der Kamerad mich jetzt abholt oder schon dort unten — was tut's! Die Hauptsache ist, daß man seine Pflicht getan hat, wie unser armer Hauptmann sagte. Er ist so still eingeschlafen unter dem weißen Vinnen, das die Ebene bis zur Beresina bedeckte. Jetzt kann ich mich ihm anschließen. . . Ich wenigstens, ich bin in mein Dorf zurückgekehrt und bin langsam alt geworden in der Nähe des Ortes, wo ich geboren wurde. Trotz meiner wohlgezählten 80 Jahre bin ich noch fest auf dem Posten. Lebt hin konnte ich noch bis nach Champvent hinuntersteigen, um den Wachtmeister Rouillet zu besuchen, der auch den Rückzug aus Rußland, freilich in einem andern Regiment, mitgemacht hat. Und wir haben noch einen halben Krug geteilt im „Croix federal“.

Was sind doch die Erinnerungen!

Wäre nicht seine Frau, die trotz ihres Alters noch gut beisammen ist und die ihren Mann fest im Zügel führt, ihn abholen kommen, dann wären wir wohl noch lange beisammen-

geessen, um von der Vergangenheit zu plaudern. So aber konnte ich noch bei Taglicht heimkehren, und das war wohl besser.

Ich habe dem was ich aufgeschrieben habe, nicht mehr viel beizufügen. Ich habe an Ereignissen teilgenommen, die der Geschichte angehören, und ich erzähle ganz einfach für die, die nach uns kommen, was ich gesehen und erlebt habe. Manches Jahr ist seither vergangen. Abgesehen vom Sonderbundskrieg, den ich nicht mitgemacht habe, weil ich schon zu alt war zum Antreten unter der Fahne, hat es keine Kriege mehr gegeben, und das Land gedeiht. Man möchte wohl sagen, daß die göttliche Vorsehung es beschützt. Wohl drohen noch dann und wann Gewitter; aber die Sonne bricht immer wieder durch. Daß es Bürger gibt, die zu rasch vorstoßen wollen und andere, die ihnen dabei nicht folgen können — das ist nun einmal der Lauf der Welt und war immer so. Wenn dabei nur der Karren nicht umgeworfen wird, sondern heil ans Ziel kommt! Und wenn man bei alledem niemandem Unrecht getan hat, dann kann man getrost vorwärts gehen. Andere werden nach uns die Aufgabe weiterführen, und für den Rest ist „die Gnade“ da, wie der Herr Pfarrer sagt.

Das Dorf, in dem ich im Mai 1785 geboren wurde, liegt in einem kleinen Tal. Die grauen Häuser stehen mitten in Weiden, Obstgärten und kleinen Blumengärten, mit niedrigen Zäunen umgeben, und darob steigen die blauen Wälder bis zu den Gipfeln der Bergzüge auf. Unregelmäßige Straßen folgen ungefähr den beiden Ufern des Baches und vereinigen sich schließlich, wie die beiden Hörner des Halbmondes, bei der Brücke unterhalb der Kirche. Das Ganze ist klein, aber es ist der schönste Ort, den ich kenne. Da ist einmal die Orbe. Wie das im Jura oft vorkommt, entspringt der Bach aus einer mächtigen Quelle am Fuße einer hohen Felswand, ganz hinten in einer bewaldeten und wilden Schlucht. Das Wasser hüpfet und rauscht laut in einem mit Blöcken besetzten Bachbett. Weiter unten, wo das Tal sich erweitert, breitet es sich aus und umschlingt kleine Inseln, die eingesäumt werden von knorrigen und wild verzerrten Weidenbüschen, die tiefe Wasserlöcher — den Fischern wohlbekannt — beschatten. Fischer aber wird man im Tal vom Vater zum Sohn seit der Zeit der Mönche, wo jeder Einwohner das Recht hatte, „mit der Angel und im Trüben zu fischen“, wie es in den alten Schriften heißt. Der Pfarrer allein hatte das Recht, einen Fischgalgen am Bach zu unterhalten. Unsere Gnädigen Herren von Bern hatten wohl daran gedacht, die in ihren Augen ärgerlichen Gewohnheitsrechte einzuschränken, und der Herr Landvogt hatte sogar ein Verbot auskündigen lassen, es dürften bei Strafe einer Buße keine Fische an Fremde verkauft werden. Aber rottet einmal eine so tief eingesleichte Gewohnheit aus! Dazu hätte man jedem Einwohner einen Wächter an die Seite stellen müssen. Und schließlich hätte auch dieser die Angel ausgeworfen, so groß ist die Versuchung durch die sinken, schlanken Forellen, die wie ein Strich durch das Wasser schnellen, wenn sie aufgestört werden oder wenn sie die Lust dazu ankommt, um dann eine Strecke weiter stillzustehen

und sich mit einem kaum bemerkbaren Bittern der Flossen unbeweglich mitten im starken Lauf des Wassers zu halten.

Als Kind habe ich ihnen oft genug zugeschaut, stundenlang über das Gelände der alten Steinbrücke mit den niedrigen Bogen gebeugt. Viel später, auf den Märschen und in den Feldzügen, die mich durch Frankreich, Deutschland und selbst bis nach Rußland hineinführten, hat mich diese Erinnerung so stark gepackt, daß der Anblick eines Baches wie eine Qual auf mich wirkte und daß oft eine rot punktierte Forelle im klaren Wasser genügte, um in mir das Bild des väterlichen Dorfes wieder zu erwecken. Plötzlich wurde mir dann darob das Herz schwer. Die Kameraden spotteten oft über diese Sucht, die sie nicht verstanden. Ich behielt dann diese Dinge für mich. Eingerollt in meinen großen Mantel neben den erlöschenden Biwackfeuern in der Nacht nach einem langen Marsch- oder Gefechtstag, sah ich in Gedanken mein friedliches Tal, die Dent, die es im Hintergrund wie eine steinerne Schildwache überragt, und dann das schlafende Dorf mit seinen schindelgedeckten Häusern. Oft erinnerte mich ein fernes Murren an das Rauschen des klaren und durchsichtigen Wassers, das unter den Brückenbogen hindurchglitt und etwas weiter unten seinen Lauf an einem Damm brach. Dann floh mich der Schlaf. Der Müdigkeit zum Troß folgte ich stundenlang diesem Traumbild, bis die Tagwacht und der Lärm des erwachenden Lagers es in der steigenden Morgenröte rauh fortscheuchten.

Nahe bei jenem Damm zweigt der Kanal ab, der das Wasser zu unserer Schmiede führte. Meine Eltern waren Nagelschmiede, wie es ihre Vorfahren gewesen waren, soweit man sie zurückverfolgen kann, bis in die Zeit der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Mein Urahne wurde damals von Frankreichs Erde vertrieben und flüchtete sich an diesen einsamen Ort. Als einziges Hab und Gut brachte er eine gewaltige Bibel mit, die ich als Kind oft durchblättere habe und die ich heute noch besitze. Ich liebte das große Buch um der Bilder willen, mit denen es geschmückt war. Eines vor allen stellte den Tempel Salomonis dar, mit zwei schönen Engeln, die mit ausgebreiteten Flügeln die Bundeslade behüteten. Ein anderes zeigte den Auszug aus Ägypten durch die Wasser des Roten Meeres, die sich wie Mauern zur Linken und Rechten der Israeliten aufrichteten und diese trockenen Fußes durchschreiten ließen. Obwohl ich damals noch nicht lesen konnte, entzückten mich diese biblischen Bilder, und meine Großmutter erklärte sie mir immer wieder, so daß ich sie seither nie mehr vergessen habe.

Bei dieser Großmutter habe ich meine Kindheit zugebracht. Ich habe weder Vater noch Mutter gekannt. Die gute Frau hat mich erzogen; sie umgab mich mit einer Liebe, die sich nie verleugnete. Ich habe bei ihr gelebt zur Zeit der Gnädigen Herren von Bern, in dem alten Haus, und diese Jahre haben in mir nur frohe Erinnerungen hinterlassen, obwohl ich als starker und lebhafter Bube wahrscheinlich oftmals Prügel bezogen habe; die aber habe ich vergessen, um mich nur mehr der angenehmen Dinge zu erinnern.

Mir scheint, ich sehe meine Ahne noch vor mir mit ihrer Rüschenhaube, mit ihren nußbraunen Augen, die so lebhaft waren wie ihre ganze Persönlichkeit; ich sehe ihre glatt über die Schläfen gestrichenen Haare, ihre kaum gebeugte, zarte Gestalt, ihre raschen und entschiedenen Bewegungen. So klein sie auch war, so war sie doch eine Staatsfrau, die ihr Haus in musterhafter Ordnung zu halten wußte, und die dabei in ihrem Innersten jenes Korn von Poesie und Geist bewahrte, das vor der Revolution so vielen Leuten eigen war.

Wenn der Herbst kam und der Talgrund wie auswattiert war vom Nebel, dann zeigte sie mir durch das kleine Fenster über den an großen Bappeln dahinfließenden Bach hinüber die steilen Hänge von Prailoud. Und dann sagte sie:

„Siehst du den Winter herabsteigen?“

Ich riß meine Kinderaugen auf, aber ich sah nichts. Im April dann, wenn die Bäume in unserem kleinen Garten Knospen aufsetzten, sagte sie, durch das gleiche Fenster weisend:

„Sieh doch, wie der Frühling hinauffsteigt!“

Erst viel später habe ich sie verstanden. Wenn die schlimme Jahreszeit heranrückte, dann vergoldeten sich die Buchen auf der Bergseite, die man von unserm Hause aus bis zum Gipfel übersehen konnte. Allmählich dunkelte dann das Laub in wunderbare Farben hinüber. Jeden Tag stieg diese Umfärbung tiefer ins Tal hinab, wie von einem Zauberpinsel hingemalt. Im Frühling dagegen bedeckten sich die Bäume unten am Hang zuerst mit neuen Blättern, und das neugeborene Grün kletterte dann immer höher die Halden empor und verkündete so die schöne Zeit.

Neben meiner Großmutter sehe ich noch die Gestalt Adeles, des savoyardischen Dienstmädchens, das durch die Schluchten des Juras, über das Pays de Ger und die Täler herauf ins Dorf gekommen war. Sie war ein stattliches Mädchen mit dicken, roten Wangen, in die das kleinste Lächeln kleine Grübchen eindrückte. Am Morgen kam sie mich mit einer Umarmung aufwecken. Wenn sie mich zurechtgemacht hatte, nahm sie mich wie eine Feder in ihre nackten Arme und trug mich in das große, getäferte Eßzimmer, in „das Zimmer“, wie man es nannte. Ich lehnte mich an sie, umschlang mit aller Kraft ihren Hals und drückte meine Wangen an die ihre, bis sie mich auf einen Stuhl niedersekte.

„So, und nun spiele!“ sagte sie.

Dann begannen zauberhafte Stunden. Ich habe bereits erwähnt, daß wir „Nagler“ waren. Das war damals eine bescheidene Industrie, die ihren Mann mit mühsamer, aber ehrenhafter und gesunder Arbeit ernährte, nicht wie die heutigen Industrien, die den Arbeiter verschlingen, indem sie ihn zu einem fast willenlosen Rad in einer Maschine machen, die jede Eigenpersönlichkeit abtötet und oben einigen wenigen Gold einträgt, aber Neid und Mißmut unter jene sät, die unten sind.

Im Zimmer vollzog sich das Einpacken und Versenden der Nägel. Man brachte sie jeden Morgen her, glänzend und blau von der Arbeit des Feuers und des Hammers. Auf dem kreuzbeinigen Tisch stand die große Waage mit ihren kupferroten Schalen. Adele ergriff dann eine Tüte aus starkem, grauem Papier, schüttete Nägel in die eine Schale, wo sie mit einem metallischen Klingen niederfielen, das ich heute noch höre. Sie wog die Nägel ab, kippte sie in die Tüte, faltete diese mit raschem Griff zu und befestigte die umgebogenen Spitzen, indem sie mit kräftigen Schlägen einen Nagel durchtrieb. Ihre flinken Hände gingen vom Nagelhaufen zur Waagschale, dann zur Tüte und dem Hammer mit einer fröhlichen Raschheit, die mich entzückte.

Sie sang zu ihrer Arbeit. Unter ihren Liedern war eines, das sie oft wiederholte und das von einem Soldaten handelte, der auszog, dem König zu dienen.

„. . . Aber wenn der Abend fiel,
Daß er an sein Lieb . . .“

Eines Tages, als sie zum hundertsten Male das Lied gesungen hatte, das ich mit angehaltenem Atem anhörte — so schön fand ich es — fragte ich in kindlicher Unschuld:

„Sag mir, Adele, was ist das eigentlich: ‚sein Lieb‘? . . .“

Da ließ sie plötzlich die Nägel fallen, sprang auf, riß mich in ihre starken Arme, und bedeckte mich mit unsinnigen Küffen, bis ich schier den Atem verlor. Mit roten Wangen und feuchten Augen, aber trotzdem lächelnd, sagte sie:

„Das wirst du später schon noch erfahren!“

An jenem Morgen aber sang sie das Lied vom Soldaten nicht mehr; sie blieb vielmehr — ganz gegen ihre Gewohnheit — still und stumm.

Manches Jahr später hörte ich, daß Adele, die längst in das Savoyerland zurückgekehrt war, ihren aus dem Dienst heimgekehrten Soldaten geheiratet hatte, daß sie glücklich sei und eine ganze Familie besitze. Da verstand ich denn, warum sie das Lied so oft gesungen hatte: Es erinnerte sie an ihren fernen Liebsten, dessen Andenken sie nie verließ.

Gegen Abend, wenn die Zeit zum Melken der Kühe gekommen war, nahm sie mich in den Stall, und ich folgte ihr gern; denn wenn die Milch durchgeseiht war, erhielt ich eine große Schöpffelle voll, noch warm, die ich genießerisch austrank.

Eines Abends, als ich neben ihr stand und zuguckte, wie sich unter ihren beweglichen Fingern der Kessel unter leisem, taktmäßigem Zischen füllte, sagte das lustige Mädchen, die Augen funkelnd vor Schalkhaftigkeit:

„Willst du warme Milch, Kleiner?“

Ohne zu wissen, was geschehen würde, nickte ich mit dem Kopf.

„So mach denn den Mund auf!“ sagte sie.

Und plötzlich richtete sie einen Strahl Milch auf mich, der mein ganzes Gesicht übersprühte. Ich hustete und war völlig geblendet, weil mir das warme Naß über Gesicht und Hals lief. Adele stellte den Melkflübel nieder, wischte mir das Gesicht ab und fragte mich zwischen zwei Küssen und hellem Lachen, ob das nicht fein sei!

Ach, das gute Mädchen! Immer fröhlich war sie und ihren Meistersleuten treu ergeben. Als sie abgereist war, weil sie ihre Dienstjahre vollendet hatte, und vor allem, weil sie die Rückkehr ihres Soldaten nahen fühlte, schien es allen, als ob das alte Haus plötzlich traurig und düster geworden wäre, so sehr hatte Adele, die wir alle liebten, das Heim mit ihrer starken Jugend und Fröhlichkeit erfüllt.

Noch lieber als in das „Zimmer“ ging ich in die Schmiede. Selbst nach so vielen Jahren und tragischen Ereignissen, denen ich bewohnte, habe ich jene glückliche Zeit nicht vergessen.

Man überschritt die Brücke und erreichte dann längs des Kanals, in dem das Wasser rasch und meergrün daherschoß, eine Gruppe von Häusern mit feltamen Winkeln und Vorbauten, verrauhten Wänden mit unregelmäßigen, schwarzen Fenstern, die für Augenblicke erhellte wurden durch einen plötzlich aufglühenden Feuerschein. Im Innern der Häuser ertönte lauter Hammerschlag, oft rasch und dann wieder verlangsamt, um dann plötzlich wieder mit neuer Wucht aufzuklingen.

Das war unsere Werkstatt.

Beim Eintritt würgte mir ein heißender und säuerlicher Geruch die Kehle zu. Im Halbdunkel sah ich das Kohlenfeuer auf der Esse aufleuchten, stoßweise entfacht vom großen Blasebalg, der von einem Lehrbuben an einem von der Decke herabhängenden Strick aufgezogen wurde. Unter den glühenden Kohlen röteten sich dünne Eisenstäbe. Wenn sie richtig erhitzt waren, schnitt man sie zunächst mit einer Blechschere in kleine Stücke, die auf den schwarzen Boden fielen. Dann packte der Schmiedemeister ein Stücklein mit der Zange, hämmerte sink die Spitze zurecht und steckte das Stäbchen mit rascher Bewegung in ein Loch im Amboß. Mit einigen wohlgezielten Schlägen formte er dann den Nagelkopf, wobei ein Funkenregen davonschob, der bis zu meinen Füßen sprühte. Ich war erschreckt vom betäubenden Lärm des Hammers, der für meine Kinderohren wie Donner dröhnte, zugleich aber auch entzückt vom rotglühenden Feuer, aus dem der Lehrling, den Leib durch eine große Lederschürze geschützt, immer wieder neue glühende Eisenstäbe zum Amboß herbeitrug und darauf acht gab, daß die Arbeit stets im gleichen Takt weiterging. Die fertigen Nägel bildeten unter dem Amboß ein kleines Häufchen, das ständig anwuchs.

Der Lärm, das Feuer, die ganze so wohl geordnete Betrieblichkeit erfüllten mich zunächst mit Furcht; doch schwand diese dahin, wenn ich hörte, wie Adele und der Schmied einander fröhliche Worte zuriefen, die zeitweise den Lärm der Schmiede selbst übertönten. Der große Adrian, unser Schmiedemeister, gab zwischen den Hammerschlägen dem Mädchen Antwort. Tock, tock, tock . . . klang der Hammer auf dem weichen Eisen; bing, bing, bing, bing . . . da flogen die sprühenden Sterne, da fiel ein neuer Nagel zu Boden, und mit einer lauten Stimme, die alles Losen überstieg, warf der Schmied im Dialekt

Adele ein Scherzwort zu, das ich nicht verstand, das Adele aber so zum Lachen brachte, daß sich lustige Grübchen in ihre schön roten Backen eintiefen. Dann verließen wir die Schmiede und kehrten ins Haus zurück.

Nach dem tobenden Lärm erschien mir die plötzliche Stille draußen als etwas Außerordentliches, wenn wir dem Kanal folgten, wo das rasche Wasser den hohen Himmel widerspiegelte.

Das war die Industrie von einst, voll gesunder Fröhlichkeit und guter Laune. Man verdiente wohl nicht viel dabei, aber man war zufrieden bei der Arbeit. Meister und Gesellen kannten sich gut, und man war himmelweit entfernt von jenen großen Schwärmern von heute, die das Glück des Menschen auf Wohlleben und Faulheit begründen wollen. Ich konnte noch dieses tätige und glückliche Dasein daheim erleben. Ich habe darin ein tiefes Glück empfunden und bin dafür noch jetzt, nach so viel Jahren und Erlebnissen anderer Art, herzlich dankbar.

Eine andere Gestalt aus diesen alten Zeiten steht mir, zwar etwas vermischt durch die Flucht der Jahre, im Gedächtnis: mein Onkel Jeremias.

Ich sehe ihn noch vor mir in seinem schwarzen Dreispitz über dem wohlgedrehten Zöpfchen, in seiner geblühten Weste, seinen kurzen Hosen und Schnallenschuhen. Er war ein lediger, alter Rauz, dem man gerne begegnete, weil er für jeden ein Wort zum Lachen bereit hatte. Er sprach nur in der Mundart, brachte aber in dieser fastigen Sprache Dinge voll Verstand und Wiß hervor.

So gab es eines Tages einen Empfang des Herrn Landvogts, der in großem Aufzug das abgelegene Dorf beehren wollte. Vielleicht waren an diesem Besuch vor allem die Forellen schuld, deren Ruf schon zu jener Zeit weit verbreitet war. Wie dem auch sei — eines Tages fuhr der Herr Landvogt gegen Mittag auf den Platz, wo ihn die gesamte sonntäglich gekleidete Bevölkerung mit offenem Munde erwartete. Dann stieg Seine Erzellenz aus der Kutsche und war schön anzusehen in dem weiten, gestickten Rock, von Spitzen überrieselt, und dem Dreispitz auf der gepuderten Perücke.

Vom Wirtshaus nebenan klang fröhliches Tellergeklapper herüber. Man hörte das Klirren von Silberbesteck, das von meinen Eltern und andern guten Bürgern für die Gelegenheit ausgeliehen worden war. Frau Jaquet und ihre mithelfenden Töchter verteilten das Silberzeug geschmackvoll um die Teller. Schon standen die Flaschen in Reih und Glied auf dem Tisch, der mit einem gewürfelten Tuch bedeckt war. In der Frühlingsluft aber schwebte auf den Platz hinaus ein leichter Saucenduft, der Triumph der Frau Jaquet, so daß der Held des Tages, nachdem er feierlich den Ortsvorsteher, den Herrn Pfarrer im schwarzen Rock und ebenso die respektvoll sich verneigenden Ortsbehörden begrüßt hatte, die Reden nicht allzusehr verlängerte. Die Nase in der Luft und mit geblähten Nüstern zum voraus die guten Dinge erschnüffelnd, die für den Festschmaus vorbereitet worden waren, wandte er sich langsam aber nicht ohne sichtliche Ungeduld dem Wirtshaus zu, das er mit seiner Gegenwart zu ehren gedachte.

Onkel steckte mitten in der Menge, und ihm entging keine Einzelheit. Da er aber nicht zu dem Essen eingeladen war, machte er seiner witzigen Bosheit mit einer Bemerkung Luft, laut genug, daß jeder um ihn herum sie hören konnte, ohne daß sie aber zu den Ohren des Herrn Landvogt hätte dringen können, den man als sehr kritisch kannte.

„Seh doch einer diese Herren von Bern!“ brummte er, „sie tragen vorn, was andere Leute hinten haben!“

Das Wort rief bei den Umstehenden eine leise Heiterkeit hervor, die der Landvogt, geschwollen von seiner Wichtigkeit und in Unkenntnis der Mundart, natürlich als Ausdruck der Freude über sein Kommen hinnahm, worüber er sich herzlich freute.

Fortsetzung folgt.